

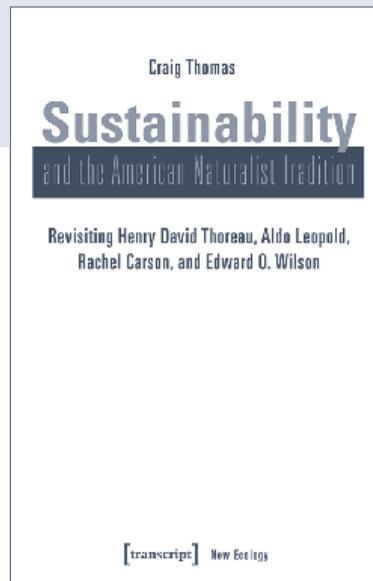


Buchbesprechungen

Sustainability and the American Naturalist Tradition

Craig Thomas: *Sustainability and the American Naturalist Tradition. Revisiting Henry David Thoreau, Aldo Leopold, Rachel Carson, and Edward O. Wilson*. Bielefeld: Transcript 2018, 230 S., ISBN 978-3-837-64178-3.

Dass die ökologische Krise vor allem als Ausdruck einer verfehlten kulturellen Praxis zu in den Blick zu nehmen sei, kann als zentrale Erkenntnis der „zweiten Stufe der Klimaforschung“ betrachtet werden. Wenn wir diese Krise bewältigen wollen, kann es dementsprechend nicht allein darum gehen, ein naturwissenschaftlich-technisches Verständnis der nunmehr äußerst drängenden Umweltprobleme zu gewinnen. Vielmehr ist eine umfassende Kritik und Transformation unserer Praktiken und der weltanschaulichen Hintergrundüberzeugungen, in die sie eingelassen sind, geboten. Genau an diesem Punkt setzt Craig Thomas mit seinem Buch über Nachhaltigkeit an und verweist auf die Traditionslinie des amerikanischen „Naturalismus“ von der frühen Industrialisierung ab Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Der Rückbezug auf diese holistisch angelegte Naturphilosophie könne, so Thomas, zur Etablierung eines neuen Nachhaltigkeitsparadigmas anregen. Damit wäre nicht nur die Möglichkeit geschaffen, den gegenwärtig bis hin zur Bedeutungslosigkeit entkernten Begriff der Nachhaltigkeit neu zu denken, sondern auch alternative Praktiken des Wirtschaftens zu befördern, die nicht mehr unter dem Vorzeichen wirtschaftlichen Wachstums stehen und damit dem Erhalt unseres Ökosystems, und das heißt letztlich: unserer Lebensgrundlage, abträglich sind.



Exemplarisch für diese „naturalistische“ Tradition behandelt Thomas die Ansätze von Henry David Thoreau, Aldo Leopold, Rachel Carson und Edward O. Wilson, denen jeweils eines der Hauptkapitel gewidmet ist. Als „Naturalisten“ sind sie nach Thomas insofern zu verstehen, als dass sie in der Denklinie Aristoteles' (und nicht Platons) stehen, und damit einer bei den natürlichen Dingen ansetzenden, wissenschaftlichen und ganzheitlichen Sicht auf die Welt anhängen, die gewissermaßen die Grundvoraussetzung aller ökologischen Betrachtung ist. Insbesondere die Betonung von Mensch und Natur als einem System qualifiziert die vorgestellten AutorInnen des Weiteren als „öko-humanistisch“. Und sie eint ebenfalls, dass sie in der Folge nicht nur die Natur studierten, sondern sich auch im Bereich ökologischer Bildung (environmental education) engagierten. (9–22)

Im ersten Kapitel (23–50) unterzieht Thomas zunächst den Begriff der Nach-

haltigkeit einer kritischen Analyse. Für den Umweltdiskurs wurde er spätestens seit dem Brundlandt-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung der Vereinten Nationen 1987 zu einem Ankerbegriff, der bis heute als Richtschnur umweltpolitischer Überlegungen dient. Zuerst eingeführt vom deutschen Forstwirt Hans Carl von Carlowitz (1645–1714), stand er bereits von Anfang an für ein wirtschaftliches Prinzip: Der Holzbestand eines Waldes sollte dauerhaft Ertrag abwerfen und aus diesem Grund nicht über die Schwelle der eigenen Regenerationsrate hinaus genutzt werden. Damit ist, wie Thomas gegen die weit verbreitete Interpretation im Umweltdiskurs herausstellt, ein Primat der Ökonomie gegenüber der Ökologie angelegt, das dazu führt, dass unser sozio-ökologisches System weiter in die Krise gerät. Die Idee der nachhaltigen Entwicklung sei letztlich dem Prinzip des Wachstums verhaftet und suggeriere, man könne „business-as-usual“ betreiben, da letztlich selbst der Schutz der Natur noch wirtschaftlichen Profit einbringe: Nachhaltigkeit meint damit primär wirtschaftliche Nachhaltigkeit. Um aber unser sozio-ökologisches System tatsächlich vor dem Kollaps zu bewahren, so Thomas, sei eine radikale Transformation notwendig, die auf „echte“, und das heißt eben umfassende, alle Faktoren berücksichtigende Nachhaltigkeitsziele. Ein „Ökohumanismus“, wie er im amerikanischen Naturalismus angeboten werde, sei die Weltanschauung, die diesen Wandel ermögliche. Der Mensch muss als integraler Teil der Natur verstanden werden, der nicht von ihr zu separieren ist. Ein so gedachtes sozio-ökologisches System erfordert es, dass Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften gleichermaßen

Ben berücksichtigt werden und transdisziplinär zusammenarbeiten, um das Problem der Nachhaltigkeit zu bearbeiten.

Zu Lebzeiten Henry David Thoreaus (1817–1862), in der Frühphase der Industrialisierung, war der Austausch zwischen den sich gerade erst stärker ausdifferenzierenden Fachdisziplinen noch lebhafter. Wie Thomas im zweiten Hauptkapitel ausführt (51–81), reagiert Thoreau aber bereits auf die zunehmende Gegenüberstellung und Separierung von Mensch und Natur. In seinem wohl bekanntesten Werk „Walden“ (1854) beschreibt er das einfache Leben im Wald von Massachusetts, das er für einige Jahre fernab der zu dieser Zeit boomenden Ostküstenstädte führte. Dieser experimentelle Rückzug verweist zum einen auf den für die amerikanischen Transzendentalisten typischen Individualismus und Nonkonformismus, der bis zum zivilen Ungehorsam gegenüber einer repressiven und korrupten Gesellschaft führen kann (so wurde Thoreau inhaftiert, da er Steuerzahlungen als Komplizenschaft zur Sklaverei und zum Krieg in Mexiko betrachtete und ihnen daher nicht nachkam). Zum anderen wurzelt diese Abkehr aber auch in der Einsicht, dass ein reduzierter Lebensstil, der sich auf das Nötigste beschränkt und im Einklang mit der Natur steht, dem eigenen Leben Sinn verleihen kann.

Der zweite behandelte Autor ist Aldo Leopold (1887–1948), dessen Wirken in die „Progressive Era“ fällt, eine Zeit, die in den USA von wirtschaftlichem Aufschwung und damit einhergehender fortschreitender Naturbeherrschung geprägt war und mit der Großen Depression rund um die 1930er Jahre endete. Im dritten Hauptkapitel führt Thomas in Leopolds Denken ein, dessen „Land-Ethik“ und „Ethik der Interdependenz“ die Prinzipien moderner Umweltethik begründen (83–115). Der Biologe und Forstwissenschaftler Leopold betrachtete die humane Ökologie als notwendigen Bestandteil ökologischer Überlegungen und wandte sich damit gegen die Vorstellung einer „puren“ Ökologie, die sich auf die klassischen biologischen Teildisziplinen

beschränkt. Für eine angemessene Umweltbildung seien Naturwissenschaft und Ethik zusammenzubringen; für Leopold münden sie in ein normatives Nachhaltigkeitsparadigma, nicht zuletzt unter dem Eindruck des „Dust Bowl“, einer Dürre mit verheerenden Staubstürmen, die in Folge der Urbarmachung der Great Plains des Mittleren Westens der USA in den 1930er Jahren auftraten. Leopolds Essay „Thinking Like A Mountain“ (1949) ist ein herausragendes Beispiel für Nature Writing. Da Ökosysteme aus menschlicher Perspektive nur unzulänglich erfasst werden könnten, schon aufgrund der im Vergleich zu geologischen Zeitspannen kurzen Momentaufnahme, die uns zur Verfügung steht, gelte es, Respekt vor deren Integrität zu haben – und sich eben im „Denken wie ein Berg“ zu üben. Leopold verweist auch auf den unauflösbaren Zusammenhang menschlichen Wohlergehens mit dem biologischen Ökosystem. Wie Thomas hervorhebt, wird damit eine Synthese anthropozentrischer und nicht-anthropozentrischer Ansätze vollzogen, die nicht die eine Perspektive gegen die andere ausspielt oder hierarchische Setzungen vornimmt, sondern auf die Verwiesenheit aller Subsysteme aufeinander verweist und diese zum normativen Ausgangspunkt nimmt.

Von der Verknüpfung des Wohlergehens von Mensch und Natur geht auch Rachel Carson (1907–1964) aus, wie Thomas im vierten Hauptkapitel ausführt (117–146). Die Biologin und Wissenschaftsjournalistin sensibilisierte mit ihrem Buch „Silent Spring“ (1962) ein Millionenpublikum für die Gefahren des Insektizids DDT, das in der Ära der „Grünen Revolution“ flächendeckend eingesetzt wurde, obwohl es stark krebserregend ist. Das weit verbreitete blinde Vertrauen in technische Lösungen, die Idee der Beherrschung und Kontrolle der Natur durch den Menschen sowie die mangelnde Transparenz politischer und wirtschaftlicher Entscheidungsprozesse hatten zu einer Praxis geführt, die Mensch und Natur gleichermaßen schädigte. Carson setzte sich nicht nur für eine umfassende ökologische Bildung ein, die auch

Laien zur Urteilsbildung befähigen sollte, sondern zugleich für eine humane Ökologie, die dem Techno-Optimismus und dem ökonomischen Wachstumsdenken kritisch entgegenzutreten konnte. So war Carson eine der ersten, die das Vorsorge- und Verursacherprinzip einführte. Nur die Externalisierung der langfristigen Kosten bestimmter Technologien machen ihren Einsatz ökonomisch attraktiv. Müssen die Verursacher diese selbst tragen, werden insbesondere risikobehaftete Neuerungen weniger leichtfertig industriell genutzt und politisch befördert. Damit sind zwei konkrete und wirksame umweltrechtliche Instrumente benannt.

Den Insektenkundler und Evolutionsbiologen Edward O. Wilson (geboren 1929) führt Thomas im fünften Hauptkapitel als Naturalisten des gegenwärtigen Zeitalters der Nachhaltigkeit ein (147–178). Wilson begründete die Soziobiologie als Disziplin und machte den Begriff der Biodiversität bekannt. Gegen den verbreiteten menschlichen Exzeptionalismus, der dem Menschen eine Sonderstellung und Kontrollmöglichkeit gegenüber der Natur einräumt, vertritt Wilson ein naturalistisches, materialistisches Menschenbild, das den Menschen den Gesetzen der Natur unterwirft und seinen eher begrenzten Handlungsspielraum konstatiert. Überhaupt gelten Wilson die Naturwissenschaften als erkenntnistheoretisches Paradigma, in das alle anderen Disziplinen eingefügt werden sollen. Wilson vertritt die Idee einer Synthese oder auch Konsilienz, wie sie etwa in seinen Werken „Sociobiology: The New Synthesis“ (1975) oder „Consilience: The Unity of All Knowledge“ (1998) entworfen wird, sodass Thomas sein Denken als holistisch einordnet und es der „deep ecology“ zurechnet, jenen Ansätzen, die eine tiefgreifende Transformation unseres Verständnisses von Ökologie und unseren damit einhergehenden kulturellen Praktiken einfordern. Wilsons Konzept der „Biophilie“ greift gewissermaßen evolutionsbiologisch gewendet die Einsicht der Romantik und des Transzendentalismus auf, dass der Mensch den direkten Umgang mit der Natur braucht, um gesund



und glücklich zu sein. Wilson behauptet eine angeborene Affinität des Menschen zum Leben und lebensähnlichen Prozessen, sodass es dem Eigeninteresse des Menschen entspreche, die prekären Ökosysteme, deren Teil er zugleich ist, zu schützen.

Im abschließenden sechsten Kapitel greift Thomas wieder die Frage nach einem neuen Nachhaltigkeitsparadigma auf (179–203). Um dieses zu etablieren, sei nicht zuletzt eine Überwindung der dominierenden Vorstellung des Mensch-Natur-Verhältnisses notwendig, das zu einer Ausbeutung der Natur durch den Menschen führe. Thomas schließt sich hier der im Umweltdiskurs verbreiteten These an, dass diese so fatal wirkende Idee der Trennung des Menschen von der Natur ein Erbe der Aufklärung ist, das letztlich aus platonistisch-idealistischen und christlichen Quellen gespeist sei. Die vier von Thomas vorgestellten Ansätze bieten mit ihrem Ökohumanismus eine alternative Verhältnissetzung, mit der eine andere Form der Nachhaltigkeit gedacht werden kann, die von der lokalen (Thoreau) über die regionale (Leopold) und nationale (Carson) bis hin zur globalen (Wilson) Ebene reicht. Die Gesundheit und das Wohlergehen der Menschen sind nicht von dem der Natur zu trennen und daher auch nicht gegeneinander auszuspielen, wie es bei den gegenwärtigen Überlegungen zur Nachhaltigkeit geschieht, bei denen der Erhalt von (biologischen) Ökosystemen gegen wirtschaftliches Wachstum oder ein nicht zu unterschreitendes Konsumniveau abgewogen werden. Ebenso wenig können aus ökohumanistischer Perspektive rein technische, effizienzorientierte Lösungen zur Überwindung der Krise beitragen, da sie wiederum nur ein Element des weit- aus komplexeren Problems herausgreifen. Nachhaltigkeit muss, so Thomas, als im umfassenden Sinne ökologisch verstanden und in entsprechende politische, wirtschaftliche und kulturelle Praktiken überführt werden.

Dass Thomas diesem drängenden Plädoyer für radikale Transformation mit dem (amerikanischen) Naturalismus be-

reits eine weltanschauliche Grundierung gibt, ist das große Verdienst seiner Studie. Indem der Bezug auf die Anfänge der abendländischen Philosophie (Platon vs. Aristoteles) den gedanklichen Bogen ambitioniert aufspannt, gelingt es Thomas, eine Traditionslinie sichtbar zu machen, die zum einen zeigt, dass Fragen der (humanen) Ökologie und das Bewusstsein für deren Relevanz kein Phänomen neueren Datums sind, sondern bereits vor dem Umweltdiskurs im engeren Sinne artikuliert und reflektiert wurden. Der Verweis auf diese, wie Thomas sie nennt, „proto-ökologischen“ DenkerInnen, die zugleich weit über das intellektuelle Milieu hinauswirkten, ist dabei nicht allein von philosophie- und ideengeschichtlichem Interesse. Vielmehr ist damit auch ein bereits auf seine Tragfähigkeit geprüfter Anknüpfungspunkt für die aktuellen Rufe nach Wandel herausgearbeitet. Eine alternative Art zu denken (und auch zu leben) muss nicht von Grund auf neu und gleichsam „aus dem Nichts“ erfunden werden. Der naturalistische Ökohumanismus stellt, ebenso wie holistische Vorstellungen aus religiösen und spirituellen Traditionen, ein Gegenmodell zum Mensch-Natur-Dualismus dar, das trotz dessen Dominanz (zumindest in den Teilen der Welt, die wir die „westliche“ nennen) von diesem nie ganz verdrängt wurde und eher in einem dialektischen Spannungsverhältnis zu diesem steht. Wie auch bei den Fragen nach Humanismus und Posthumanismus, Anthropozentrismus und Biozentrismus bricht diese Spannung angesichts der nun immer augenscheinlicher werdenden katastrophalen ökologischen Folgen unserer Kultur auf und verlangt nach einer deutlichen Positionierung. Thomas scheut vor dieser keineswegs zurück, auch wenn dies bedeutet, vermeintliche Lösungen, wie eben die Indizierung unserer jetzigen Wirtschaftsform mit dem Label „nachhaltig“, einer fundamentalen Kritik zu unterziehen.

Was Thomas jedoch schuldig bleibt, ist, den tatsächlichen praktischen Ertrag auszubuchstabieren, der sich aus einem ökologischen Nachhaltigkeitsbegriff im

Anschluss an den von ihm nachgezeichneten Naturalismus ergeben könnte. Es macht fast den Eindruck, als scheue er am Ende vor der Radikalität des eigenen Entwurfs zurück. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die Tatsache, dass sich der Topos der „Überbevölkerung“ der Erde durch die gesamte Studie zieht und immer wieder als einer der Hauptfaktoren der ökologischen Krise genannt wird, denen es beizukommen gelte. Dieser starke malthusianische Strang, wissenschaftlich vor allem gestützt auf Paul R. Ehrlichs Hypothese zur „Population Bomb“ (1968) sowie Dennis Meadows „The Limits to Growth“ (1972), steht eigentümlich quer zu der ökohumanistischen Wende, die Thomas ansonsten einfordert. Zwar plädiert er an keiner Stelle für eine restriktive Reproduktionspolitik, seine Überlegungen zur ökologischen Tragfähigkeit der Erde suggerieren jedoch, dass die ökologischen Probleme, insbesondere der zu hohe Ressourcenverbrauch, ein Problem der zu hohen menschlichen Population, und nicht des Lebensstils vornehmlich einer bestimmten Gruppe der Weltbevölkerung sei. Abgesehen davon, dass dies eine problematische Verzerrung bedeutet, da die Weltregionen mit hohen Zuwachsraten zugleich jene mit einem vergleichsweise niedrigen ökologischen Fußabdruck sind, bleibt Thomas damit auch einer eher naturwissenschaftlich ausgerichteten und damit eben nicht holistischen Ökologie verhaftet.

Diese „Schlagseite“ wird auch mit Thomas' Bezug auf Wilson deutlich, dessen Naturalismus ganz im Gegensatz zu den anderen vorgestellten AutorInnen nur schwerlich als holistisch eingeordnet werden kann. Was von Thomas als „Synthese“ bezeichnet wird, ist ein strikter Reduktionismus, der sämtliche Forschungsgegenstände, bis hin zu menschlichem Verhalten, explanatorisch auf die Naturwissenschaften zurückführen will. Damit handelt es sich um einen „harten“ Naturalismus, wenn nicht gar Szientismus, der sich nicht so recht in die Traditionslinie von Thoreau, Leopold und Carson einpassen lässt, deren Naturalismus



zwar im Falle von Leopold und Carson auch naturwissenschaftlich unterfüttert ist, aber durchlässig bleibt für poetische, spirituelle und nicht zuletzt sinnesgesättigte Zugänge zur Natur. Gerade hierin liegt ja die Stärke und auch Überzeugungskraft der amerikanischen Natura-

listInnen: ihr auf allen Saiten spielendes Werben für eine sorgende Verantwortung des Menschen für die Natur, die sich auf ein Bewusstsein seines Eingebettetseins in diese und der vielfältigen Beziehungen, in die er mit ihr treten kann, stützt. Ein solches tatsächlich umfassendes ökolo-

gisches Bewusstsein müssen wir ausbilden, um unsere kulturellen Praktiken zu befragen und zu transformieren. Thomas' Studie lädt ein, dem in der Tradition des amerikanischen Naturalismus à la Thoreau, Leopold oder Carson nachzugehen.

Ana Honnacker, Hannover

Leben im Anthropozän

Brigitte Bertelmann, Klaus Heide (Hg.): *Leben im Anthropozän. Christliche Perspektiven für eine Kultur der Nachhaltigkeit*, München: oekom 2018, 346 S., ISBN 978-3-96238-060-1.

„Kirche und Theologie könnten beitragen zu einem kulturellen Wandel hin zu einer nachhaltigen Gesellschaft und Wirtschaft.“ (9) Mit diesem Eingangssatz meldet sich der vorliegende Sammelband in den aktuellen Debatten um Nachhaltigkeit und Umweltethik zu Wort. Die Kirchen zeigen in den vergangenen Jahren ein wachsendes Bemühen, hier Stellung zu beziehen: nicht nur nach innen, sondern auch in die Gesellschaft hinein – und zwar in lokalen wie globalen Größenordnungen. Als Maßstab für die Verhandlung dieser Herausforderungen hat sich inzwischen der Begriff „Anthropozän“ etabliert: wörtlich „das menschlich (gemachte) Neue“ (260), sinngemäß „oft unscharf als ‚Zeitalter des Menschen‘“ (17) übersetzt. Mit dem Thema, was es heißt, in diesem Anthropozän zu leben, spannt der hier gewählte Titel somit einen gewaltigen Horizont großer Gegenwartsfragen auf.

Wesentliches Element des kirchlichen Bemühens ist seit 2013 der Ökumenische Prozess „Umkehr zum Leben – den Wandel gestalten“. In diesem Kontext gab es 2016/17 eine Veranstaltungsreihe zu globalen Umweltveränderungen. Daraus ist der vorliegende Sammelband entstanden. In bewusster Entscheidung für „formal und inhaltlich sehr unterschiedliche Texte“ (9) erweitern die 25 Beiträge den gedanklichen Rahmen zu einer Vielfalt unterschiedlicher Perspektiven, um



der Komplexität des Themas möglichst gerecht zu werden. Gemeinsam ist ihnen dabei das Bemühen um eine offene und angemessene Wahrnehmung der Problematiken, um diesen aus dem je eigenen christlichen Selbstverständnis heraus Rechnung zu tragen und so Grundzüge für einen guten gesellschaftlichen Umgang mit den Herausforderungen des Anthropozäns zu erforschen.

Dafür wurde als Struktur eine Vierteilung gewählt, die sich den Kapiteluntertiteln gemäß als Abfolge von „Zeitanzeigen“, „Bausteinen“, „Orientierungspunkten“ und „Wegmarken“ darstellt. Der erste Schritt gilt der Rekapitulation und Analyse der Faktenlage auf Basis der Erdsystemforschung (*Lucht*), um das Problem der „beschädigten Welt“ (*Horn*) als umfassende Herausforderung für ein „Leben im Anthropozän“ offen-

zulegen. Die zwei umfangreicheren Mittelteile spannen auf mehreren Ebenen den inhaltlichen Rahmen der Auseinandersetzung um ein *gutes* Leben im Anthropozän auf: von der Infragestellung geschichtswirksamen Handelns über Erzählungen als Kernelemente menschlichen Weltverhältnisses bis zur Grundlagenreflexion christlichen Selbstverständnisses. Zur Umsetzung der so entfalteten Ansprüche führen die Beiträge des vierten Teils konkrete Ansätze und Handlungsfelder an, die notwendige Schritte auf dem Weg zu einer „Kultur der Nachhaltigkeit“ markieren sollen.

Als eine Art roter Faden können die drei Beiträge *Heidels* gelesen werden. Sein Eingangsbeitrag zeigt anhand der begriffsgeschichtlichen Karriere des Anthropozäns hin zur geochronologischen Epochenbezeichnung den seit der „Großen Beschleunigung“ der 1950er Jahre immens gewachsenen Maßstab menschlicher Umwelteinwirkungen. Damit gehe eine unabweisbare Verantwortung einher, die der moderne Mensch als *erblindeter Prometheus* bisher jedoch weit mehr verdränge als annehme (30). Hier wieder *sehen zu lernen*, bildet somit das zentrale Anliegen der „Zeitanzeigen“. Die bleibende Offenheit des Begriffs „Anthropozän“ durch seine unterschiedlichen Verwendungskontexte hindurch könne dafür sogar ein Vorteil sein, insofern die Suche nach konkreten Antworten für derart tiefgreifende kulturelle Veränderungen *ohne* solche Offenheit drohe, die alten Engführungen lediglich durch neue zu ersetzen (33–35).

Aus diesem Befund zieht *Heidel* zu Beginn des zweiten Teils den Schluss, dass ein

Paradigmenwechsel in der grundlegenden „Art und Weise, wie wir leben“ (81) und dieses In-der-Welt-Sein gestalten, notwendig sei. Nur so könnten wir der Verantwortung im Maßstab einer „planetarischen Gerechtigkeit“ (84) gerecht werden. Stellt hier eine „Kultur der Nachhaltigkeit“ das zunächst klare Ziel dar, bleibe deren Konkretisierung in einzelnen Lebensbereichen doch immer Sache auch konflikthafter Aushandlungsprozesse. Diese erlauben daher keine Vorwegnahme ihres Ergebnisses, sondern verweisen auf die im Hintergrund präsenten Selbst- und Weltverständnisse als ihre Ausgangs- und Rahmenbedingungen.

Diese Perspektiven kulminieren in Heidels drittem Beitrag, einer „Wegmarke“ des vierten Buchteils, im „Aufruf zu einem Ökumenischen Aufbruch 2030“. Auf ihn verweist der Autor mit zahlreichen Zitaten aus einem Impulspapier des Ökumenischen Prozesses, mit dem jener in die Öffentlichkeit getragen wurde. Am Zeithorizont der *Sustainable Development Goals* orientiert, wird darin versucht, der paradox anmutenden Situation Rechnung zu tragen, dass einerseits so notwendig und drängend erscheinende Veränderungen in unseren Wirtschafts- und Konsummustern andererseits doch von einem Komplex kultureller Wechselwirkungen abhängen, der solche Maßnahmen „allenfalls in Teilbereichen mit Absicht ins Werk“ (307) zu setzen zulasse. Die Vielfalt beteiligter Akteure, ihre auch widersprüchlichen Vorstellungen und Zielsetzungen würden zu einer prinzipiellen Offenheit zwingen, der im Konkreten letztlich nur mit hoffnungsvollem Experimentieren auf der Suche nach gemeinschaftlichen Lösungen begegnet werden könne.

Wesentliche Elemente dieser Ansätze finden sich jeweils in den anderen Beiträgen aufgegriffen, kritisch diskutiert und/oder weitergeführt. Im ersten Teil geschieht dies durch die Diskussionen um die notwendige Große Transformation angesichts *planetarer Grenzen*, die seit der Großen Beschleunigung erreicht werden und teils sogar schon überschritten sind. Die Konsequenzen dieser Ver-

änderungen des Systems Erde mögen im Einzelnen kaum absehbar sein. Für die Lebensbedingungen zahlreicher Menschen werden sie gleichwohl mit überwältigender Wahrscheinlichkeit drastisch ausfallen. Bereits hier werfen sie daher die große Frage nach Möglichkeiten des Umgangs auf, zugespitzt auf die ethische und politische Rolle von Kirche(n) und Religion.

Im zweiten Teil wird das Kernproblem des geforderten *Paradigmenwechsels* thematisiert: das Verschwinden des *Subjekts der Geschichte* ins Diffuse. Die Menschen treten als „Handlungsträger“ (89) zunehmend hinter den Systemlogiken von Technik und Wirtschaft zurück. Lösungsansätze werden daher in einer Kritik der dahinterstehenden „Narrative“ gesucht: Anstelle eines Abdriftens in apokalyptische Untergangsszenarien müssten positive Alternativerzählungen erschlossen werden (*Höfer; Rivera/Nanz*), was am Beispiel eines möglichen Übergangs zur „Postwachstumsgesellschaft“ veranschaulicht wird (*Gran; Diefenbacher*). Da solche Weltdeutungen untrennbar mit den Grundbedingungen menschlichen Strebens nach Fortschritt verbunden sind, sind gerade hier Religionen und besonders das Christentum gefordert: Sie können erfahrbar machen, dass unter heutigen Bedingungen die Selbstbeschränkung des Menschen in Rücksicht auf die Schöpfung als Ganze wesentlicher Ausdruck seiner Freiheit ist (*Göpfert; Gütter*).

Der dritte Teil vertieft diesen Strang. Er legt dar, wie christliche Apokalyptik zur Hoffnungsquelle werden kann, wenn sie als Botschaft der Befreiung zum Kern des theologischen Gottes- und Selbstverständnisses wird (*Herms; Vogt*) und von dort aus Niederschlag in Verkündigung (*Rosenberger* am Beispiel von *Laudato si*) und kirchlichen Grundvollzügen findet (*Beringer*).

Unter den „Wegmarken“ schließlich nimmt neben *Ökumenischem Prozess* und *Aufbruch* die Außenperspektive der „transformativen Wissenschaft“ eine besondere Rolle ein (*Escher/Singer-Brodowski*). Die Kirchen werden hier als

Teil der Zivilgesellschaft in den Blick genommen. Als potentiell wertvolle Partner sollen sie dazu beitragen, dass Wissenschaftsinstitutionen im Angesicht des Anthropozäns ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht werden.

Zusammenfassend zeigt sich also der Versuch einer adäquaten Wahrnehmung der Probleme ohne Verkürzung der Komplexität und der Schwierigkeiten ihrer Behandlung. Der Zwang, auf Vorstellungen technischer Machbarkeit und sogar den Menschen als autonomes Subjekt der Geschichte verzichten zu müssen, führt zur Suche nach indirekten Einflussmöglichkeiten. Im Fokus stehen dafür die Kritik bestehender Narrative und ihre Konfrontation mit christlichen Alternativen. Wie beim Begriff „Anthropozän“, so nimmt auch hier die Betonung der notwendigen Offenheit dieser Suchprozesse eine zentrale Stellung ein.

Diese Offenheit schlägt sich im Band selbst insofern nieder, als die vielen unterschiedlichen Ansatzpunkte und Perspektiven auf Problem und Umgangsweisen ohne echte Verknüpfung bleiben. Sie geben ein reiches Bild davon, wie vielfältig das Bemühen um ein *gutes* Leben im Anthropozän aussehen kann und wie offen für Korrektur und Weitung jede einzelne darauf geworfene Perspektive sein muss. Gerade daraus ergibt sich jedoch eine Schwachstelle: Durch das weitgehende Ausbleiben interner Bezugnahmen und das Fehlen bündelnder Zusammenfassungen wurde Potential verschenkt, aufgeworfene Fragen weiter zuspitzen und Synthesen aufzeigen zu können. Beispiele dafür sind zum einen der von *Horn* vorgebrachte Einwand, der Begriff „Anthropozän“ sei mit Blick auf die Verantwortlichkeiten zu pauschal und daher besser durch „Kapitalozän“ zu ersetzen (67). Zum anderen übt sie fundamentale Kritik am Begriff „Nachhaltigkeit“, der ein fatales „immer so weiter“ impliziere (68). Gerade weil die Kritikpunkte hier durchaus begründet sind, andere Autor*innen sich den daraus zu ziehenden Konsequenzen, die Begriffe zu meiden, aber offenbar nicht angeschlossen haben, bleibt die Diskussion dieser Streit-

fragen den Leser*innen selbst überlassen. Das kann einerseits anregend und insofern positiv sein. Andererseits erfordert es mangels interner Querverweise ausführliche Lektüre und Suche, um solche unverbundenen Fäden überhaupt erst auffindig zu machen.

Die Zeit, die vielen Anregungen und Perspektiven zusammenzubringen, wird aber reichhaltig belohnt. Der Bogen reicht vom aktuellen Stand der naturwissenschaftlichen Lageeinschätzung bis in die Höhen von kosmischer Christologie (*Herms; Beringer*), Schöpfungstheo-

logie (*Vogt; Rosenberger*) und „transformativer Spiritualität“ (*Stierle; Gütter*). Er zeichnet somit ein umfassendes Bild des spezifisch christlichen Potentials, zu einer „Kultur der Nachhaltigkeit“ für ein gutes „Leben im Anthropozän“ beizutragen.

Ivo Frankenreiter, München

Ökokatholizismus

Julia Blanc: *Ökokatholizismus. Sozialethische Analysen zu ausgewählten Ländern und Institutionen in Europa*, Marburg: Metropolis-Verlag 2017, 354 S., ISBN 978-3-7316-1248-3 (Beiträge zur sozialen Nachhaltigkeitsforschung Bd. 21).

„Ökokatholizismus“ ist eine neue, unge wohnte, überraschende Wortbildung, die manch einem als *contradictio in adiecto*, als hölzernes Eisen, erscheinen könnte. Schon vor über einem halben Jahrhundert hat der US-amerikanische Mediävist Lynn Townsend White behauptet, das Christentum mit seiner Berufung auf die menschliche Gottebenbildlichkeit und Gottes Befehl an den Menschen, sich die Erde zu unterwerfen, sei hauptverantwortlich für die Naturzerstörung im Industriezeitalter. Einige Jahre später haben Carl Amery und Eugen Drewermann der Dominium terrae-Lehre und einem daraus abgeleiteten despotischen Anthropozentrismus die Hauptschuld für die ökologische Krise zugewiesen. Ein Buchtitel wie „Ökokatholizismus“ wirft Fragen auf: Ist das Christentum im Allgemeinen, der Katholizismus im Besonderen, doch nicht ganz so naturvergessen, wie manche meinen? Welche konkrete Erklärungen und Initiativen, die Schöpfung zu bewahren, gibt es in der katholischen Kirche? Andere werden vielleicht skeptisch fragen: Handelt es sich bei dem hier vorliegenden Werk vielleicht primär um eine gut konstruierte, aber wenig substantielle Apologie des Katholizismus, gleichsam um ein katholisches „Greenwashing“? Die Neugierde ist geweckt, und das ist sehr gut so.



Das vorliegende Buch basiert auf der von Julia Blanc an der Universität München verfassten theologischen Dissertation. Für die Drucklegung hat die Autorin den Text um einige Informationen zur zwischenzeitlich erschienenen Umweltzyklika *Laudato si'* ergänzt. Das Werk ist in zwei Hauptteile gegliedert: Der erste stellt die theologisch-ethischen Grundlagen vor, von denen es wiederum zwei gibt: die Öffentliche Theologie, die Blanc der protestantischen Theologie zuordnet, und das Sozialprinzip der Subsidiarität, das aus der katholischen Soziallehre stammt. Im zweiten Hauptteil wird die beschriebene Methode auf drei *Case Studies* angewandt: auf relevante Veröffentlichungen der Deutschen Bischofskonferenz, auf das Umweltengagement von Pax Christi Frankreich und auf die Aktivitäten eines an der Universität Uzghorod in der

Ukraine angesiedelten Umweltinformationszentrums, an dem die römisch-katholische Kirche prominent beteiligt ist. Zwischen den beiden Hauptteilen des Buches werden die Ergebnisse der im Jahre 2007 veröffentlichten Umfrage des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) referiert. Dieser erhob, was die Mitglieder des Rates bzw. die Kirchen in den jeweiligen Ländern im Bereich von Umweltschutz, Schöpfungsbewahrung und Nachhaltigkeit tun. Am Ergebnis der Umfrage bemängelt Blanc zwar, dass die nationalen Kirchen die Weiterbildung der älteren Gläubigen im Umweltbereich zugunsten einer (zu) einseitigen Konzentration auf die Kinder- und Jugendarbeit vernachlässigten, insgesamt schätzt sie die Situation jedoch durchaus positiv ein: „Viele Stellungnahmen der verschiedenen Bischofskonferenzen zeigen, wie weit ökologisches Gedankengut bereits in einzelnen Gesellschaftsgruppen verortet und beheimatet ist.“ (165) Sie plädiert dafür, diesen Umstand zu nutzen und weiter auszubauen.

Blancs Buch enthält eine Überfülle an Informationen, stellt gekonnt Querverbindungen zwischen Öffentlicher Theologie, Politischer Theologie und Subsidiarität her, gibt die Debatten um ein angemessenes Verständnis des Subsidiaritätsprinzips detailliert wieder, fordert konsequent die Anwendung von Subsidiarität auf die Kirche selbst und auf ihr pastorales Handeln. Blanc weist auf die Unterscheidung zwischen „vertikaler“ und „horizontaler“ Subsidiarität hin. Sie rezipiert die im deutschsprachigen Raum von Heinrich Bedford-Strohm entworfene Öffentliche Theologie und deren Leitlinien Traditionskohärenz, Zwei-



sprachigkeit (biblische Begründung und Vernunftbegründung), Interdisziplinarität, kritisch-konstruktive Einflussnahme auf die Politik und Globalität. Blanc fügt das Prinzip der Subsidiarität als ergänzendes Kriterium hinzu. Die doppelte Ausrichtung der Öffentlichen Theologie, einerseits wissenschaftlich, andererseits gesellschaftsprägend, wird von Blanc in ihrer Arbeit in diversen Kontexten angewendet und reflektiert. Mit Akribie wird zudem das Umweltengagement diverser kirchlicher Einrichtungen in drei staatskirchenrechtlich unterschiedlich organisierten Ländern, nämlich Deutschland, Frankreich und der Ukraine, untersucht. Auf diesem Hintergrund werden Umwelt und Umweltschutz abschließend als Chance für die Kirche begriffen: „Nach dem Vorbild der Rolle, welche die Kirche bei der Verankerung sozialer Ver-

antwortung im deutschen, aber auch im europäischen Markt hatte, sollte dieses Potential nun genutzt werden, um ökologische Verantwortung als Markenzeichen zu etablieren.“ (320)

Da ist selbstverständlich etwas Wahres dran. Dennoch kann ich dem nicht vorbehaltlos zustimmen. Weder im Hinblick auf soziale Gerechtigkeit und gesellschaftliche Gleichheit noch im Bereich der Ökologie hatte und hat die katholische Kirche eine Vorreiterrolle inne. Zudem sollte die Frage, ob die ökologische Krise eine Chance für die kirchliche Pastoral sein könnte, zurücktreten vor der Frage, ob Umweltverhalten und Lebensstil heute lebender Katholikinnen und Katholiken so sind, dass zukünftigen Generationen eine Chance haben, einigermaßen gut zu leben oder einfach nur zu überleben.

Wahrscheinlich wäre Blancs Abhandlung zum „Ökokatholizismus“ noch attraktiver ausgefallen, hätte sie ihre Dissertation (vor allem die zahlreichen überlangen Anmerkungen!) für die Veröffentlichung ein wenig gestrafft, verschlankt und auf zentrale Punkte fokussiert. Noch etwas: Die Frage nach dem menschlichen Umgang mit den nicht-menschlichen Tieren hätte zumindest am Rande thematisiert werden sollen. In Blancs Buch wird zwar Biodiversität im Zusammenhang mit Pax Christi Frankreich kurz behandelt, Wohl und Würde schmerzsensibler Tiere jedoch finden in dieser Abhandlung über die christliche Schöpfungsverantwortung keine Erwähnung. Oder habe ich angesichts der Faktenfülle etwas übersehen?

Kurt Remele, Graz



Wandel als Chance oder Katastrophe

Markus Vogt: Wandel als Chance oder Katastrophe, München: Komplett-Media, 2018, 96 S., ISBN 978-8312-0481-6.

Dieser schmale Band in Form eines Essays behandelt die Frage, wie gravierende Veränderungsprozesse auf das Bewusstsein der Menschen wirken. Ausgangspunkt ist dabei die Gegenwartsdiagnose einer „großen Transformation“, die die erste moderne Transformation der menschlichen Gesellschaft, nämlich die breite Nutzung fossiler Energien wie Kohle, Öl und Gas seit Einführung der Dampfmaschine, ablösen soll. Vogt weist auf vielfältige Veränderungsprozesse auf unterschiedlichen Gebieten hin (Politik, Ökologie, Wirtschaft, Gesellschaft). Dabei wird die Möglichkeit ein breites Katastrophenspektrum (biblisch konnotiert: die Apokalypse) aufgezeigt, indem Krisenszenarien des Anthropozän beschrieben werden. Vogt möchte jedoch gegen den verbreiteten Pessimismus einen christlich motivierten „aufgeklärten Optimismus“ stellen.



In einem weiteren Abschnitt greift Vogt den neuerdings in Mode gekommenen Begriff der „Resilienz“ auf, der die Robustheit und Elastizität von Anpassungsleistungen angesichts von Stress und Veränderungen beschreibt. Resilienz hat eine theologische Dimension, weil im

christlichen Glauben auch der Umgang und die Bewältigung mit Leiden, Negativerfahrungen etc. eine Bedeutung haben. Zielsetzung des Essays ist der letzte Teil: die Entfaltung einer Transformationsethik. Ausgangspunkt ist dabei der christliche Glaube, der im Sinne der Metz'schen politischen Theologie als gesellschaftsveränderndes Potential gedeutet wird. Zur Bewältigung der Probleme fordert Vogt ein gesellschaftliches Engagement der Wissenschaftler, angesichts der hohen Komplexität und weitläufigen Zusammenhänge eine gewisse Risikobereitschaft beim Handeln und eine Klugheit im Umgang mit Katastrophen. Erforderlich sei eine Ethik der Solidarität mit den Opfern von Katastrophen.

An den Essay ist die Frage zu stellen, ob die Ausgangsdiagnosen nicht zu einseitig sind, weil sich z.B. beim Anstieg der Arbeitsproduktivität und des Wirtschaftswachstums – im Gegensatz zur Diskussion über „Digitalisierung“ – keine Beschleunigung, sondern sinkende Raten feststellen lassen. Viele Zukunftsprognosen der Vergangenheit wie die



von Ulrich Beck über das Ende der Erwerbsarbeit oder von Meadows (1972) über einen Wachstumszusammenbruch wegen Rohstoffmangel waren zu pessimistisch; sie haben z.B. das Fracking

oder die Erschließung neuer Arbeitsfelder nicht vorausgesehen. Eine Auseinandersetzung mit solchen Irrtümern pessimistischer Zukunftsprognosen hätte der sympathischen Grundbotschaft, nicht in

Ängsten zu erlahmen, sondern Wandel als Chance zur Gestaltung anzunehmen, noch mehr Substanz verleihen können.

Joachim Wiemeyer, Bochum

Stadtentwicklung, soziale Ungleichheit und Raumgerechtigkeit

Bernhard Emunds, Claudia Czingon und Michael Wolff (Hg.): *Stadtluft macht reich/arm. Stadtentwicklung, soziale Ungleichheit und Raumgerechtigkeit, Jahrbuch „Die Wirtschaft der Gesellschaft“, Band 4* (hgg. von der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft und vom Oswald von Nell-Breuning Institut für Wirtschafts- und Gesellschaftsethik der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen), Marburg: Metropolis-Verlag 2018, 382 S., ISBN 978-3-7316-1299-5.

Der vierte Band des Jahrbuchs „Die Wirtschaft der Gesellschaft“, herausgegeben von Bernhard Emunds, Claudia Czingon und Michael Wolff, widmet sich sozialräumlichen Ungleichheiten als Herausforderung für die Entwicklung von Städten und Regionen. Durch den Titel „Stadtluft macht reich/arm“ wird bereits deutlich, dass die Herausgeber*innen und Autor*innen davon ausgehen, dass die Entwicklung von Städten und Regionen mit sozialen Ungleichheiten verbunden ist, die sich räumlich konzentrieren und die gleichzeitig (wiederum) neue Ungleichheiten hervorrufen können. Oder anders ausgedrückt: Soziale Ungleichheiten und unterschiedliche Entwicklungspfade in bzw. von Städten und Regionen beeinflussen sich gegenseitig: Die „sozialen Ungleichheiten [werden] durch die zunehmend disparaten Entwicklungen der Räume verändert. Ihrerseits beeinflussen die Ungleichheiten aber auch die Art und Weise, wie sich Orte und Regionen entwickeln“ (S. 11).

Dafür werden in dem Sammelband vier zentrale Bereiche betrachtet, die den Herausgeber*innen mit Blick auf die Zukunft der Städte und ländlicher Räume als besonders relevant erscheinen:



(1) der Mangel an bezahlbarem, bedarfsgerechtem Wohnraum in prosperierenden Städten, (2) der ungleiche Zugang zu Wohnlagen und die damit verbundene Segregation städtischer Wohnviertel, (3) Unterschiede im Zugang der Bewohner*innen zu kommunalen öffentlichen Gütern (z.B. ungleicher Zugang zu öffentlichen Räumen oder zur kommunalen Infrastruktur) sowie (4) die Polarisierung zwischen prosperierenden Städten einerseits und abgehängten, peripheren Regionen andererseits, die das Prinzip der gleichwertigen Lebensverhältnisse in peripheren Regionen in Frage stellen und zu sozialräumlichen Ungleichheiten beitragen.

Beindruckend ist hierbei, wie umsichtig und gleichzeitig pointiert es die Herausgeber*innen geschafft haben, soziale Ungleichheiten auf verschiedenen räumlichen Ebenen (z.B. innerhalb einer Stadt, zwischen urbanen Zentren und

ländlichen Regionen) zu betrachten und verschiedene disziplinäre Sichtweisen (u.a. Sozialwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften, Geographie, Stadtplanung sowie Ethik/Philosophie) zusammenzuführen. Dadurch gelingt es dem Sammelband, einen spannenden „Bogen“ zwischen den einzelnen Beiträgen zu bilden und zum Weiterdenken (auch über die eigenen disziplinären Grenzen hinaus) anzuregen. Die Struktur des Sammelbandes, inklusive des sehr guten und übersichtlichen *Einführungsbeitrags* von Bernhard Emunds, Claudia Czingon und Michael Wolff, ermöglicht ein zielgerichtetes Lesen, da die vielfältigen Zugänge zum Thema der sozialräumlichen Ungleichheiten sehr gut abgebildet werden. Gleichzeitig finden sich die vier Argumentationsstränge (siehe oben) sowie die unterschiedlichen räumlichen Ebenen in allen Teilen explizit wieder, so dass die Diskussionen über sozialräumliche Ungleichheiten immer „dichter“ werden.

Im ersten Teil des Sammelbandes („Prozesse der Stadtentwicklung – Analysen und Kritik“) werden – u.a. aus soziologischer, (stadt-)geographischer und immobilienwirtschaftlicher Perspektive – zunächst verschiedene Ursachen für die Entstehung sozialräumlicher Ungleichheiten analysiert und kritisch betrachtet. Nach einem historischem Rückblick über soziale Ungleichheiten in Städten (*Beitrag von Friedrich Lenger*) liegt der Fokus auf Segregation und Integration und deren Auswirkungen auf soziale Ungleichheit in Städten (*siehe Beiträge von Sebastian Schipper und Michael Parzer*), bevor in einem anschließenden Schritt die Verschiebungen in den städtischen Eigentumsverhältnissen hin zu Finanzinvestoren und deren Auswirkungen auf

das soziale Gefüge in Städten vorgestellt werden (*Beiträge von Susanne Heeg und Stefan Kofner*). Abgerundet wird der erste, sehr informative und lesenswerte Teil durch den *Beitrag von Manfred Kühn*, der sich nicht mit innerstädtischen sozialen Ungleichheiten beschäftigt, sondern sich auf das Verhältnis zwischen prosperierenden und stagnierenden oder schrumpfenden Städten und Regionen konzentriert.

Im zweiten Teil des Sammelbandes („Raumgerechtigkeit“) geht es um die ethische Reflexion raumbezogener Gerechtigkeitsfragen. Dies ist aus meiner Sicht ein absoluter Mehrwert des Sammelbandes, da diese Perspektiven – zumindest in raum- und planungswissenschaftlichen Diskursen – oftmals eher nachrangig betrachtet wird. *Matthias Möhring-Hesse* diskutiert in seinem Beitrag unterschiedliche Gerechtigkeitsansprüche an Städte, bevor *Thorsten Meireis* den Zugang zu und die Nutzung von öffentlichen Räumen aus ethischer Sicht reflektiert. Während die beiden Beiträge sich mit Ungerechtigkeiten des städtischen Raumes beschäftigen, konzentriert sich *Martin Schneider* in seinem Beitrag auf den gerechtigkeitsrechtlichen Diskurs über räumliche Ungleichheiten zwischen Städten und ländlichen Räumen. Insgesamt gelingt es den Herausgeber*innen mit der Ausrichtung dieser drei Beiträge, die im ersten Teil des Sammelbandes identifizierten Phänomene und Ursachen sozialräumlicher Ungleichheiten aus ethischer Sicht zu reflektieren sowie neue Denkanstöße für die Entwicklung von Handlungsstrategien und Lösungsmöglichkeiten zu geben.

Um diese „Handlungsperspektiven“ geht es im dritten Teil des Sammelbandes. Die Skizzierung von Handlungsansätzen und Lösungsstrategien ist den Herausgeber*innen ein besonderes Anliegen. Aus ihrer Sicht handelt es sich bei der Entstehung sozialräumlicher Ungleichheiten „um Prozesse, die weder unaufhaltbar noch alternativlos sind. Wie sich der Wohnraummangel und der damit verbundene Anstieg der Wohnkosten, die Segregation städtischer Wohnviertel, die Verfügbarkeit und Zugänglichkeit öffentlicher Güter sowie die regio-

nenal Polarisierungstendenzen in Zukunft weiterentwickeln werden, ist vor allem eine Frage des politischen Willens [...]“ (S. 24) und der Entwicklung geeigneter Handlungsansätze. Diese greifen die Argumentationslinien der ersten beiden Teile des Sammelbandes wieder auf, in dem sie fiskalische Ansätze einer Bodensteuerreform entwickeln (*Beitrag von Matthias Kalkuhl, Ottmar Edenhofer und Jonas Hagedorn*), die Potenziale von Urban Gardening für die Teilhabe verschiedener gesellschaftlicher Gruppen bei der Gestaltung von Raum und öffentlichen Gütern skizzieren (*Beitrag von Runrid Fox-Kämpe*) oder auch die Rückbesinnung auf gemeinnützige Wohnungswirtschaft und den (konsequenten) Einsatz stadtplanerischer Instrumente als wesentliche Schritte zu mehr Verteilungsgerechtigkeit beim Wohnraum anregen (*Beitrag von Philipp Feldmann, Martin Wentz, Conny Petzold und Nils Bremer*). Darüber hinaus wird hier auch skizziert, wie einzelne Akteursgruppen – z.B. zivilgesellschaftliche Bündnisse (*Beitrag von Berthold Vogel*), migrantische Unternehmer*innen (*Beitrag von Felicitas Hillmann*) oder auch Kirchen und kirchliche Organisationen (*Beitrag von Petra Potz und Carola Scholz*) – zu einer sozialgerechten bzw. gemeinwesenorientierten Stadtentwicklung beitragen können.

Insgesamt gelingt es den Herausgeber*innen aus meiner Sicht sehr gut, in dem Sammelband verschiedene disziplinäre Ansätze zusammenzubringen und die Debatte über sozialräumliche Ungleichheiten konstruktiv voranzubringen. Die Dreiteilung des Sammelbandes ist dabei sehr gelungen, obwohl viele analytische Beiträge auch konzeptionelle Ansätze enthalten und umgekehrt, so dass eine eindeutige Zuordnung nicht immer gegeben ist. Insgesamt schaffen es die Herausgeber*innen mit der Struktur und der überzeugenden Einleitung aber, die inhaltlichen Bezüge und Querverbindungen zwischen den einzelnen Beiträgen sehr gut herauszustellen und den Diskurs über sozialräumliche Ungleichheiten zu vertiefen.

Verwunderlich ist lediglich, dass Stadtplanung als Disziplin relativ wenig Spielraum bei der Debatte zu Stadtentwicklung, sozialer Ungleichheit und Raumgerechtigkeit eingeräumt wird. An einzelnen Stellen wird zwar immer wieder die Rolle der Planung (z.B. Eingrenzung sozialräumlicher Ungleichheiten durch stadtplanerische Instrumente) betont, ein ausführlicher Diskurs über konkrete stadtplanerische Ansätze (und deren ethischer Reflexion) fehlt in dem Sammelband aber – leider – weitestgehend. Darüber hinaus wäre auch ein abschließendes, zusammenfassendes Kapitel wünschenswert gewesen, um die unterschiedlichen Perspektiven, Interpretationen und Auswirkungen der einzelnen Beiträge noch einmal grundsätzlich zu reflektieren. Aber auch ohne dieses Kapitel handelt es sich bei der vorliegenden Publikation um ein absolut lesenswertes und inspirierendes Buch, das zu einer konstruktiven interdisziplinären Debatte über sozialräumliche Ungleichheiten einlädt (S. 6).

Frank Othengrafen, Hannover



Flucht und Religion

Judith Könemann, Marie-Theres Wacker (Hg.), *Flucht und Religion. Hintergründe – Analysen – Perspektiven*, Münster: Aschendorff 2018, 246 S., ISBN 978-3-402-12310-2.

Flucht und Migration führen zu prekären sozialen Lagen und sind deshalb seit jeher ein Thema christlicher Theologie und Ethik. Seit den Flüchtlingswellen im Zuge des Syrienkrieges drängen sie sich in besonderer Schärfe auf die Agenda der sozialetischen Debatte, insbesondere aus zwei Gründen: Einerseits waren die Flüchtlingszahlen im Jahr 2015 besonders hoch. Andererseits traf die Fluchtbewegung auf ein Europa, dessen Länder aufgrund der je eigenen Historie auf sehr unterschiedliche Weise mit dem Phänomen umzugehen in der Lage waren und sind. Dass das Christentum als kultureller Wurzelgrund europäischer Identität benannt werden kann, fordert die Theologie zu einer gründlichen Stellungnahme angesichts der aktuellen Lage heraus.

Dies ist der Hintergrund des Bandes „Flucht und Religion“, der auf eine Ringvorlesung der Münsteraner Katholisch-Theologischen Fakultät im Jahr 2016/17 zurückgeht. Der Anspruch lautet, eine grundständige Orientierung der christlichen Theologie zum Thema „Flucht“ zu skizzieren – und dies auf der Basis der historischen, politischen und rechtlichen Kontexte, auf die Theologie reagieren muss, wenn ihre grundsätzlichen Aussagen auch konkret relevant sein sollen.

Im ersten Teil des Buches geht es um diese Kontexte: Es werden die Situation in Syrien (*Kenan Engin*), die Hintergründe für Flucht und Migration aus afrikanischen Ländern generell (*Wolfgang Schönecke*) sowie die Zuwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion (*Olga Gulina*) aus einer vor allem politikwissenschaftlichen Perspektive beleuchtet. Zwei Beiträge (*Sabine Riedel*, *Fabian Wittreck*) erklären den rechtlichen Rahmen, ein Interview mit dem Münsteraner Priester und stellvertretenden Generalvikar *Jochen Reidegeld* wirft ein Licht auf die Si-



tuation der Jesiden, mit denen der Interviewte innerhalb einer Hilfsinitiative zu tun hat. Der zweite Teil des Bandes geht unter dem Titel „Religion als ‚Ressource‘“ nun theologisch vor. Hier kommt neben der muslimisch-theologischen Stimme (*Amir Dziri*) eine christlich-alttestamentliche (*Johannes Schnocks*) zu Wort. Beide erläutern, weshalb von den normativen heiligen Texten der jeweiligen Religion eine Auseinandersetzung mit der Thematik und auch eine bestimmte, von Empathie und Sorge getragene Perspektive angemessen erscheint. *Heinz-Günter Stobbes* Überlegungen zum Verhältnis von Menschenwürde und Menschenrechten folgen die zwei eigentlich sozialetischen Beiträge des Bandes: *Marianne Heimbach-Steins* entwirft „Konturen einer Ethik globaler Migration“, während sich *Walter Lesch* kritisch mit der Annahme auseinandersetzt, Religion sei in jedem Fall als eine Ressource für Einwanderung und Integration zu bezeichnen. *Judith Könemann* und *Claudia Peter Sajakschließen* den Band ab. Ihr Fokus liegt auf der Frage, ob und wie interreligiöse und interkulturelle Bildung ein Beitrag zum gelingenden gesellschaftlichen Miteinander sein können.

Die Publikation kommt zur rechten Zeit: Nicht nur legen Vertreter einer rechtspopulistischen und identitären „Politik des christlichen Abendlandes“ eine ganz bestimmte Lesart des sogenannten christlichen Europas nahe. Es gibt auch irrlichternde Stimmen innerhalb der christlichen Theologie, die solchen Intuitionen zu folgen bereit sind. Die vorliegende Publikation hingegen verfolgt einen breiten Ansatz, der allein der Thematik gerecht wird. Die im zweiten Teil entwickelten theologischen Perspektiven entfalten ihre Plausibilität überhaupt erst, weil die politisch-soziale Realität zuvor in ihrer ganzen Vieldeutigkeit, Konflikt- und Kompromisshaftigkeit dargelegt wurde. Es wird damit auch ein bestimmtes Verständnis dessen vorgelegt, was Theologie leisten kann und soll: Sie ist nicht dazu da, angesichts bestimmter Ambivalenzen der Wirklichkeit neue Eindeutigkeiten zu behaupten, zu denen sie nur kommen kann, wenn sie an der Wirklichkeit vorbei Position bezieht. Ihre Aufgabe ist es vielmehr, innerhalb der realen Lage ein stets kompromissbehaftetes Orientieren zu ermöglichen. Eine solche Rolle theologischer Reflexion am aktuellen Thema entlang vorzuführen, ist das große Verdienst des Bandes.

Er hilft, über manch Unverfügbares hinwegzusehen: Man hätte sich eine viel systematischere Auseinandersetzung mit der wichtigen Unterscheidung von „Flucht“ und „Migration“ gewünscht, ebenso eine Diskussion darüber, wie der im deutschen Verfassungsrecht gewährte Anspruch auf „politisches Asyl“ vom sachlichen Gehalt zu verstehen ist und wie er innerhalb der politischen Diskussion berücksichtigt wird. Die Beiträge zur Flucht aus Syrien und der Migration aus Afrika – ein ganzer Kontinent als viel zu großer Referenzpunkt! – fallen stark auseinander: hier die zeitlich-räumliche Mikroanalyse, dort der grobkörnige Pauschalblick. Auch das Nebeneinander von syrischer, afrikanischer und sowjetischer Migrationsituation hätte eine vergleichende und analysierende Zusammen-

schau verdient, die leider ausbleibt. Das Interview zur Lage der Jesiden ist zweifelsohne eine lebendige Bereicherung der Lektüre, steht aber etwas uneingebunden inmitten des Buches. Das gilt auch für den Beitrag zu Menschenrechten und Menschenwürde. Hier fehlt der Bezug zum Titelstichwort „Flucht“ beinahe vollständig. Hier und anderswo macht sich bemerkbar, dass im mündlichen Genre mit

der Möglichkeit zu Austausch und Rückfragen machbar ist, was in schriftlicher Form aufstößt.

Entschädigt werden Leserin und Leser aber durch viele hervorragende „Einzelleistungen“: Ob es die anspruchsvolle bibeltheologische Reflexion von Johannes Schnocks ist, die rechtlich luziden und auch für den juristischen Laien verfangenden Einordnungen eines Fabian

Wittreck oder die klugen sozialetischen Anfragen an die Instrumentalisierung einer vermeintlichen „Ressource“ Religion von Walter Lesch – diese und andere Beiträge machen den Band lesenswert und zur Fundgrube für aktuelle gesellschaftlich-politische Debatten.

Daniel Bogner, Fribourg

Migration ein Bild geben

Christoph Rass, Melanie Ulz (Hrsg.): Migration ein Bild geben. Visuelle Aushandlungen von Diversität (Reihe: Migrationsgesellschaften), Wiesbaden: Springer VS 2018, 454 S., ISBN 978-3-658-10441-2

Migration produziert Bilder und wird – zumal in der politischen und (massen) medialen Darstellung – durch verschiedenste politische und gesellschaftliche Akteure einschließlich der Migrierenden selbst über Fotografien oder Videos kommentiert.

Es ist also Zeit, dass auch die Migrationsforschung visuelle Repräsentationen von Migration wortwörtlich in den Blick nimmt. Eine erste umfangreiche, primär auf den deutschsprachigen Raum gerichtete Diskussion der im Kontext von Migration verwendeten Bilder bietet der vorliegende Band. In 16 Beiträgen analysieren Autoren unterschiedlicher sozial- und geisteswissenschaftlicher Disziplinen visuelle Repräsentationen von Migrationen aus Gegenwart und jüngerer Vergangenheit. Vorangestellt ist dem Band eine Einleitung der Herausgebenden, in der der Bogen der versammelten Themen aufgespannt sowie die einzelnen Beiträge kurz vorgestellt werden.

Innerhalb des bundesrepublikanischen Kontexts befassen sich zwei Beiträge mit visuellen Darstellungen von Gastarbeitern seit den 1950er Jahren. Im Beitrag „Armando Rodrigues de Sá revisited“ widmen sich die beiden Herausgeber der Frage, wie das Foto des Portugiesen



Armando Rodrigues de Sá, der als einmillionster Gastarbeiter bei seiner Ankunft im Bahnhof Köln-Deutz ein Mokick geschenkt bekam, seine Schlüsselrolle erhielt. Die Autoren arbeiten heraus, dass sich das Bild zwar in einen historischen Kontext einfügt, dessen enge Konturen jedoch überschreitet. Zunehmend verschwimmen und überlagern sich biografische Details de Sás zugunsten der Repräsentation von Gastarbeit in den Anfangsjahren der Bundesrepublik. Das Bild übernimmt so eine Art Stellvertreterfunktion für Situationen, von denen keine Abbildung existiert.

Der Beitrag „Fotografische Ihr-Bildungen“ von Burcu Dogramaci befasst sich ebenfalls mit der visuellen Darstel-

lung von Gastarbeitern und hier insbesondere türkischer Arbeitnehmer, die infolge des Anwerbeabkommens von 1961 nach Deutschland kamen. Der Artikel befasst sich differenziert mit Fotografien, die in verschiedenen Medien wie Zeitungen oder Schulbüchern verwendet werden. Die Autorin zeigt, dass wiederkehrende Motive genutzt werden, um zunächst Ankunft (Koffer, Bahnhöfe, Ausweisdokumente) und später Fremdheit trotz räumlicher Nähe (exotische Kleidung, Religiosität) zu verdeutlichen. Sie betont aber auch, dass trotz aller Abgrenzung, die aus den Bildern spricht, eine neue gesellschaftliche Realität gezeigt wird, die zu Reaktionen und Handeln auffordert.

Weiterhin befassen sich mehrere Beiträge mit der Frage, wie Migration und Diversität im Schul- und Hochschulkontext vermittelt werden. Der Aufsatz „Fotografien von ‚Flucht und Vertreibung‘ in deutschen Geschichtsschulbüchern“ von Stephan Scholz widmet sich der Zwangsmigration Deutscher aus Osteuropa in der Endphase des Zweiten Weltkriegs. Zu diesem speziellen Thema werden, so die Auswertung des Autors, vor allem Bilder genutzt, die im Kontext nationalsozialistischer Propaganda entstanden sind und teils auch auf falschen Zuschreibungen basieren. Der Beitrag „Das Boot ist voll“ von Alexandra Budke und Andreas Hoogen untersucht die Illustration illegaler maritimer Migration in Geographieschulbüchern. Gegenüber dem Beitrag von Scholz

gewinnt diese Untersuchung durch Interviews mit Schülern und Autoren der Schulbücher, in denen die (gewünschte) Wirkung der verwendeten Bilder reflektiert wird. Budke und Hoogen belegen, dass die bewusst ausgewählten, teils plakativen Bilder überfüllter Boote starke Assoziationen der Schüler hervorrufen und bei ihnen u.a. eine Vorstellung defizitärer Herkunfts- und sehr positiv besetzter Zielländer evozieren. Nicht zu Unrecht formulieren die Autoren daher die Notwendigkeit, gerade im schulischen Kontext solche Bilder nicht unreflektiert zu verwenden. Der Artikel „Bilder und Bildordnungen von Studierenden im Themenfeld Migration und Interkulturalität“ von Hans-Joachim Roth ergänzt diese Erörterungen, indem er der Frage der Bebilderung interkultureller Bildung in der Didaktik und Lehrerbildung nachgeht. Leider stützt sich der Beitrag auf die sehr spezifische, an Studierende gerichtete Arbeitsaufgabe der Erstellung von Emblemata, d.h. Bild-Text-Kollagen, die sich mit Interkulturalität auseinandersetzen, und kann daher nur wenige allgemeine Aussagen treffen.

Der Beitrag „Transversale After-Effects“ von Natalie Bayer wirft dagegen einen differenzierten und erhellenden Blick auf die Darstellung von Migration in deutschen Museen und hier insbesondere historischen oder regionalen Museen. Bayer zeichnet nach, wie Migration zu einem in Ausstellungen aufgegriffenen Thema wurde, lange aber durch die Darstellung der Nation und ihrer „Mitgliedsordnung“ bestimmt blieb. Zugleich, so betont sie, geht mit der zunehmenden Berücksichtigung von Migration in den Ausstellungskonzepten keine Repräsentation von Migranten in der Museumsadministration einher. Bayer formuliert nicht zuletzt deswegen einen Appell, der zumindest teilweise auf Schulen und Hochschulen übertragen werden kann: nämlich das Museum zu einem Ort zu machen, an dem Gesellschaftskritik zu politischem Handeln führt.

Im Bildungskontext bewegt sich auch der erste von zwei Beiträgen, die sich mit Darstellungen von Migration im Nach-

richtenmagazin *Der Spiegel* befassen. Unter dem Titel „Das Wunder von Neukölln“ zeichnet die Autorin Patricia Stoši nach, wie sich die mediale Berichterstattung über die Berliner Rütli-Schule von einer Institution, die an nicht-integrierbaren Jugendlichen mit Migrationshintergrund in ihrem Bildungsauftrag scheitert, zu einer Musterschule für Integration wandelt. Stoši belegt dies durch Analysen der verwendeten Fotografien und weist nach, wie Bilder den Tenor eines journalistischen Texts verstärken können.

Ein weiterer Beitrag befasst sich ebenfalls mit der Darstellung von Einwanderung im *Spiegel*. In dem „Weiße Gemeinschaft und Schwarze ‚Gifthändler‘“ betitelten Aufsatz zeichnet Katrin Hunsicker nach, wie in einer Serie von Artikeln der 1980er und 1990er Jahre und dazugehörigem Bildmaterial Schwarze als in deutschen Großstädten tätige Drogendealer dargestellt werden, die die deutsche Gesellschaft „vergiften“ wollen. Obwohl Hunsicker als Leitfrage formuliert, „welche Identitätskonstruktionen der so genannten ‚Anderen‘“ vorgenommen werden, ist ihre Erörterung früh durch die von ihr formulierten These geprägt, wonach die *Spiegel*-Journalisten die „Vergiftung der deutschen Gesellschaft“ und hier nur vordergründig die durch Drogen beschreiben. Obwohl belegt, erscheint diese These daher bisweilen sehr stark. Eine Differenzierung, zum Beispiel durch den Hinweis auf einen späteren Wandel in der Berichterstattung, wäre daher wünschenswert gewesen.

Drei, im Band aufeinanderfolgende Beiträge befassen sich mit Darstellungen von Migration in der Schweiz. Sowohl Claudio Scarvaglieris Artikel „Das Fremde in der Linguistic Landscape“, der sich Aussagen zu Einwanderung auf Plakaten der Schweizer Volkspartei widmet, als auch der von Jeannine Wintzer und Sophie Hirsig verfasste Aufsatz „Migration als ‚Masseneinwanderung‘, der eine Bildanalyse der Initiative „Gegen Masseneinwanderung“ zum Inhalt hat, stellen eine Zunahme politischer Kampagnen mit xenophoben Inhalten fest. Dass dies

einem längerfristigen Trend entspricht, zeigt Christelle Maire in „We Are the Other Half“. Sie wertet darin Kampagnen von Akteuren, die den xenophoben Tendenzen begegnen möchten, seit den 1970er Jahren aus.

Von den Artikeln, die sich explizit nicht dem deutschen oder schweizerischen gesellschaftlichen Kontext widmen, seien zwei hervorgehoben.

Ewelina Chwiejda zeigt in ihrem Beitrag „(Re)presenting, Creating, Manipulating“ anhand dreier Bildbeispiele, dass Darstellungen von Migration nicht nur die aufnehmenden Gesellschaften prägen, sondern auch die Migranten und ihr Selbstbild. Das von Chwiejda referenzierte Bildmaterial umfasst ankommende Bootsflüchtlinge auf Lampedusa, das Roma-Schulmädchen Leonarda Dibrani, das mit seinen Eltern ohne Aufenthaltserlaubnis nach Frankreich gekommen war, sowie – weniger explizit und nicht durch Bildbeispiele belegt – Bilder dichtgedrängter menschlicher Körper. Dieses letzte Motiv ist auch insofern wichtig, als Migranten trotz der regelmäßigen Darstellung zahlreicher und teils auch lebloser Körper vielfach anonym und unsichtbar bleiben.

Das Paradox gleichzeitiger Sicht- und Unsichtbarkeit der Migrierenden greift auch Heidrun Friese in ihrem Artikel „Repräsentationen illegalisierter Mobilität“ auf. Ihr Hauptfokus liegt wiederum auf Lampedusa, das ihr „als Symbol für undokumentierte Migration im Mittelmeer“ gilt. Als eine der wenigen Autoren des Bandes betrachtet sie von Migranten erzeugte Bilder in Form der YouTube-Clips der Harragas, die in zwei Varianten auftreten: erstens als Remixes bereits vorhandenen Bild-, Video- und Tonmaterials und zweitens als dokumentarische Clips von Migrierenden, die z.B. den Moment der Grenzüberschreitung oder Navigationstechnik zeigen. Interessant ist, dass auch hier medial bekannte Bildmotive wie Boote, leblos im Wasser treibende Körper oder Gruppen männlicher Reisegefährten auftauchen, diese jedoch eher der Identifikation und – im Fall der doku-



mentarischen Clips – auch der Solidarität und der Ermächtigung dienen.

Der Band bietet insgesamt nicht zuletzt durch die große Vielfalt der Beiträge und der methodischen Zugänge einen gelungen Einstieg in die Thematik visueller Darstellungen von Migration. Zugleich

wird deutlich, dass Bilder nur selten ohne weitere Anmerkungen als unmissverständliche Illustrationen oder Beispiele herangezogen werden können. In diesem Sinne sei abschließend an einen Aspekt erinnert, den mehrere Beiträge betonen: nämlich, welch großen Interpretations-

spielraum Bilder im Vergleich zu Texten bieten. Es scheint geboten, dass auch Migrationsforscher sich bei dem von ihnen verwendeten Bildmaterial an die damit verbundene Gefahr zu weiter Interpretation erinnern.

Verena Risse, Dortmund

Jüdische Stimmen zur Zukunft Deutschlands und Europas

Walter Homolka, Jonas Fegert, Jo Frank (Hg.): *Weil ich hier leben will. Jüdische Stimmen zur Zukunft Deutschlands und Europas*, Freiburg: Herder 2018, 224 S., ISBN 978-3-451-38287-1.

Naive Leser*innen eines solchen Titels könnten denken, es sei doch schön, ein Buch von Juden zu lesen, über Juden hier und heute in diesem Land. Greta Zelemer ist mit ihren Eltern aus Odessa am Schwarzen Meer nach Deutschland eingewandert. In ihrem Beitrag setzt sie sich für jüdische Erwachsenenbildung ein. Viele der Autor*innen des Bandes hätten eine solche in der Tat mehr als nötig. Sandra Anusiewicz-Baer beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Geschichte jüdischer Schulen vor allem seit 1993, da sich mit dem Zuzug von zehntausenden Juden aus der ehemaligen Sowjetunion deren Anzahl in der Bundesrepublik in ganz kurzer Zeit nahezu verzehnfachte (auf ca. 200.000, auch wenn offiziell nur ca. die Hälfte als Juden anerkannt und Mitglied Jüdischer Gemeinden sind, da viele nur väterlicherseits, also nicht halachisch jüdisch sind). Problematisch wird es, wenn Anusiewicz-Baer schreibt, es komme auf das jeweilige „Familiennarrativ“ an, wie die Geschichte des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkriegs und der Shoah erzählt werde. Dadurch fällt der universell zu erinnernde Zivilisationsbruch Auschwitz in den Raum der Beliebigkeit. Das passt zum Mit-Autor Max Czollek und dessen Bestseller „Desintegriert euch“; darin behauptet er ernsthaft, viele neudeutschen (ex-sowjetischen) Juden würden sich als Sieger der Geschichte sehen und grade nicht als Nachfahren von Op-



fern. Das mag aus der Innenperspektive einiger weniger Überlebenden stimmen, ist aber analytisch falsch, da die Juden Opfer der Shoah wurden und nicht die Sieger des Zweiten Weltkriegs sind.

Der Kern des vorliegenden Buches besteht darin, dass sich hier junge, zumeist zwischen Anfang der 1970er und den 1990er Jahren geborene Juden (sowie Nicht-Juden oder Konvertiten wie Homolka, Jg. 1964) gegen den gesamtgesellschaftlich marginalen jüdischen Mainstream stellen. Der Zentralrat der Juden in Deutschland ist ein Feindbild für viele Artikel. Warum? Weil der Zentralrat der Juden genau dafür steht, wofür die jungjüdischen Autor*innen nicht stehen: für die Erinnerung an die Shoah, für die Kritik am Antisemitismus in all seinen Formen und für die Unterstützung Israels.

Der Band kommt zum zehnjährigen Jubiläum des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks (ELES) heraus. Ca. 600 Studierende und Promovierende sind bislang vom ELES gefördert worden. Die 15 Beiträge in dem 224 Seiten dünnen Buch, inklusive Vorwort und einer „Hinführung“ via einem Gespräch von Homolka mit einem Berliner Senator, Klaus Lederer (Die Linke), stehen laut Umschlagstext für „das jüdische Leben in Deutschland in einer ungeahnten Vielfalt. Junge Jüdinnen und Juden ergreifen das Wort“.

So schreibt Meytal Rozental: „Als Kind war es mein Traum, Botschafterin zu werden. Damals dachte ich, das sei der einzige Weg, um die Ferne zu erleben. Erst später habe ich verstanden, dass man als Botschafterin den Staat Israel repräsentieren muss. und [sic!] das kam für mich nicht infrage.“ Hier geht es nicht um die nachvollziehbare Kritik an der gegenwärtigen Regierung unter Benjamin Netanyahu, die so rechts ist wie keine frühere Regierung Israels. Nein, hier geht es um das Repräsentieren des jüdischen und demokratischen Staates Israel an und für sich. Das abzulehnen ist antizionistischer Antisemitismus und delegitimiert Israel. Rozental zeigt sich als Fanatikerin gegen den jüdischen Nationalstaat. Sie schreibt offenbar ohne Kenntnis der Literatur zum Zionismus vor 1933 oder vor 1939: „Eine Sache, die mir sehr wichtig ist, ist die Wahrnehmung von Juden vor dem Zweiten Weltkrieg – als Universalisten, als Menschen, die mit keinem Nationalstaat verbunden sind, nicht sein können oder dürfen!“ Juden „dürfen“ demnach keinen eigenen jüdischen Staat haben. Das ist die Ideologie von Post- und An-



tizionisten wie Judith Butler; auch Micha Brumlik, der im Beirat von ELES sitzt, geht in diese Richtung.

Max Czollek findet es unerträglich, dass die 2006 eröffnete Synagoge in München gleich im Eingangsbereich an die Shoah erinnert. Er tut so, als ob es Mainstream wäre, den Holocaust zu erinnern und sieht gar nicht die wachsende Holocausttrivialisierung – zu beobachten etwa bei Altbundespräsident Gauck, der Rot und Braun analogisiert und in antisemitischen Büchern (z. B. mit dem Titel „der rote Holocaust“) publizierte, oder bei postkolonialen (schwarzen) Autor*innen, die die Sklaverei als größeres Verbrechen imaginieren als die Shoah.

Dafür kokettiert Hannah Peaceman mit der so falschen wie anstößigen Bezeichnung „Zentralrat der rassistischen Juden“ und setzt diese Diffamierung – die auf einer Attacke u. a. von Armin Langer beruht, der dem Zentralrat unterstellt, für eine „Obergrenze“ für Flüchtlinge zu sein (was falsch ist, wie der Präsident des Zentralrats, Josef Schuster, vor Monaten unterstrich) – in Beziehung zu „Machloket L'shem Shemayim“, eine „Streitbarkeit um des Himmels Willen“, ohne angeblich ein Ziel und ohne Recht haben zu wollen. Entgegen Langers Diffamierung ist der Zentralrat der Juden sehr kritisch gegenüber Rassismus, Rechtsextremismus und Antisemitismus: Auf einer Gedenkveranstaltung zum 80. Jahrestag der Novemberpogrome vom 9. November lud die Jüdische Gemeinde alle Parteien ein und Zentralratspräsident Schuster begründete die Nicht-Einladung der antisemitischen AfD.

Auch höchst problematische Publizist*innen, die wahlweise den Antisemitismus oder Islamismus kleinreden, wie Yasemin Shooman, die z. B. Pro-BDS Veranstaltungen mit Aktivist*innen wie Sa'ed Atshan für das Jüdische Museum Berlin organisierte, gehören zu ihren trüben Quellen. Peaceman ist Mitbegründerin und Mitherausgeberin der Zeitschrift *Jalta – Positionen zur jüdischen Gegenwart*, in der Shooman 2018 mit einer Attacke auf die Jüdische Gemeinde zu Berlin und deren Kritik am islamistischen Antisemitismus gedruckt wurde.

Es geht um eine „strategische Identitätspolitik“, wie Tobias Herzberg unterstreicht. Es geht um die muslimischen Referenzen in dem Band, so etwa um Kübra Gümüşay, die nicht nur für obsessives Kopftuchtragen steht, sondern meint, es gebe keine Alternative zur AKP in der Türkei. Herzberg zitiert sie mit der Aufforderung, „Liebe zu organisieren“.

Für Benjamin Fischer ist Deutschland „das spannendste Projekt für die jüdische Gemeinschaft in Europa“, was exemplarisch steht für den ganzen Band. Der enorme Anstieg (quantitativ und qualitativ) von Antisemitismus in den letzten Jahren wird einfach entwirkt: Dazu gehören namentlich die zweite Intifada im Herbst 2000, 9/11, die Hetze gegen die Beschneidung (Brit Mila) – angesichts einer Landgerichtsurteils aus Köln – von der FAZ über die Hauspostille Bahamas bis zur Giordano Bruno Stiftung im Jahr 2002, die Mavi Marmara Aktion 2010, der Krieg Israels gegen die Hamas 2014 sowie die jihadistischen Massaker in Frankreich 2015 und andernorts wie auch deren Nachwirkungen in Deutschland.

Auch Frederek Musalls Text, der den HipHop vorstellt und für ELES in Stellung bringt, ist von dem überall hörbaren Schweigen über einen Skandal im Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk überlagert. In dem Band wird nämlich mit keinem Wort erwähnt, dass eine ELES-Stipendiatin, Stavit Sinai, als Störerin einer Veranstaltung mit einer Holocaustüberlebenden und einer israelischen Politikerin im Juni 2017 an der Humboldt-Universität Berlin beteiligt war. Die drei Hetzer*innen publizierten danach eine Selbstbezeichnung, die im Netz steht. Darin verwenden die Autor*innen den Begriff „crimes against humanity“ bezüglich Israel. Das ist Antisemitismus, eine Verharmlosung der Shoah und eine Diffamierung, Dämonisierung und Delegitimierung Israels. Die Uni erstattete Anzeige und der Verfassungsschutz berichtete über die anti-jüdische Aktion. Sinai ist als Unterstützerin der antisemitischen Boykottbewegung gegen Israel (Boycott Divestment Sanctions, BDS) bekannt, was man in einer BDS Resolution gegen die Uni Wien vom November 2018 sehen kann.

Schließlich ist da der Text des „Gesamtsprechers“ der Stipendiat*innen von ELES, Yan Wissmann, der 2013 von Brasilien nach Deutschland kam. Für Wissmann waren Juden „im Ersten Weltkrieg bis zu den hervorragenden Leistungen in der Weimarer Republik“ in der „deutsch-nationalen Geschichte bis zum Zweiten Weltkrieg immer präsent und übernahmen, soweit es ging, eine mitgestaltende Rolle“. Die drei Herausgeber, der Verlag und ELES haben das nicht weglektoriert, sondern gedruckt. Jüdischer Geschichtsrevisionismus?

Wenig später schreibt Wissmann, „die 600.000 Juden, die in Deutschland gelebt haben“ (wann, lässt er im Dunkel, meint er das Jahr 1933? Da waren es ca. 500.000), hätten „nach der Auswanderung“ viel Gutes für jüdische Gemeinden geleistet. Möchte er damit sagen, alle 1933/39 in Deutschland lebenden Juden seien ausgewandert? Selbst wenn er damit auch jene Juden meint, die vor 1933 emigrierten, ist das eine perfide Zahl, weil sie die 160.000 deutschen Juden, die in der Shoah ermordet wurden, einfach verleugnet und in der „Auswanderung“ nach 1933 etwas Gutes sieht.

Fazit: Das Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk (ELES) promotet sich als offen, liberal und tolerant, aber schweigt zu einer aggressiven Anti-Israel und BDS-Aktivistin. ELES ist gerade Teil des Problems, wenn es um den Kampf gegen Antisemitismus, für die Erinnerung an die Shoah als präzedenzloses Verbrechen und für die Sicherheit von Juden geht. Deutschland hat Kritik verdient und kein Rumgeschmuse von identitätsbesoffenen („Hauptsache Schnaps“, so Carmen Reichert) jungdeutschen Juden.

Clemens Heni, Berlin

Der Rezensent ist Politikwissenschaftler, Direktor des Berlin International Center for the Study of Antisemitism (BICSA), war von 2002 bis 2005 Promotionsstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung (HBS) und hat 2002 den antizionistischen Antisemitismus eines migrantischen HBS-Stipendiaten skandalisiert.